

Ich lerne Sana vor etwa einem Jahr kennen, als ich gerade auf dem Nachhauseweg bin. Er steht fast am Ende der Neckarwiesen, kurz vor der Ernst-Walz-Brücke. Ich will gerade auf mein Rad steigen, als er mich anhält. „Excuse me?“ Er hält ein Buch in der Hand. Ob ich ein paar Minuten Zeit hätte, seine Deutschübungen zu kontrollieren – bitte. Er sieht traurig aus. Ehrlich gesagt, er sieht aus, als würde er gleich weinen. Ich sage „Na klar“ und wir setzen uns ins Gras. Er gibt mir das Deutschbuch, in dessen erster Lektion er ein paar Übungen gelöst hatte. Während ich in meiner Tasche nach einem Stift suche, stelle ich ihm ein paar Fragen. Sana erzählt, dass er aus Gambia geflohen sei und nun seit etwa fünf Monaten im Patrick-Henry-Village (PHV) wohne. Ob es ihm hier in Heidelberg gefalle, frage ich, und hoffe, dass er sich nicht verpflichtet fühlt, trotz offensichtlicher Niedergeschlagenheit touristische Plattitüden über die Schönheit der Stadt zum Besten zu geben. Doch Sana scheint nicht zum Smalltalk aufgelegt. Nein, sagt er tatsächlich. „Es geht mir überhaupt nicht gut hier.“ Er wirkt frustriert, vielleicht sogar wütend.

Sana erzählt von langen Tagen, an denen er nichts zu tun habe – nichts jedenfalls, außer einmal auf die ausgehängten Listen im PHV zu schauen und sicherzugehen, dass sich bei seinem Asylprozess wirklich nichts getan habe. Er erzählt, dass er gerne Deutsch lernen würde, er dürfe aber noch nicht in einen Deutschkurs. Auch sonst habe er niemanden gefunden, der es ihm beibringt. Am traurigsten sieht Sana aus, als er zugibt, dass er hier in Heidelberg keinen kenne, immer noch nicht. Er habe keine Freunde. Ja, im Patrick-Henry-Village gebe es natürlich viele Leute, auch viele aus Gambia. Die meisten seien schon okay. „Aber...“ – Sana fällt keine Erklärung ein, aber eigentlich muss ihm das auch nicht. Seine Einsamkeit ist in diesem Moment ziemlich offensichtlich. Er bereue es manchmal, überhaupt hergekommen zu sein, sagt er. So allein zu sein und nichts zu tun zu haben, das sei auch nicht viel besser, als das Leben in Gambia war. Er schaut mich an und hat nun tatsächlich ein paar Tränen in den Augen.

Sana erzählt auch von seinen bisherigen Versuchen, Leute an der Neckarwiese anzusprechen. Warum reagierten die Leute denn immer so defensiv? „Angeblich hat nie jemand Zeit“, sagt Sana. Ich gebe zu, dass das sicher oft eine Ausrede ist. Sanas Frust ist mehr als verständlich. Aber wahrscheinlich nicht für viele, die selbst nie fremde Leute in der Öffentlichkeit ansprechen würden, um sie kennenzulernen. Er solle das nicht immer persönlich nehmen, sage ich Sana, das sei in Deutschland eben nicht üblich. Doch wie begreiflich machen, dass der gesellschaftliche Frieden in Deutschland zu einem guten Teil darauf beruht, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen?

Außerdem gibt es unter Sanas Erlebnissen durchaus welche, die sich mit nichts als Rassismus erklären lassen. Ein paar Tage zuvor habe er sich hier auf die Wiese gesetzt, ein paar Meter von einer Frau entfernt. Die habe ihre Decke genommen und sei von ihm weggerückt. „Ich habe mich so geschämt“, sagt er mehrmals. In Italien, wo er ein Jahr schwarz in einem Restaurant gearbeitet hat, bevor er nach Deutschland kam, seien die Leute noch offener rassistisch gewesen. Auf der Straße hätten sie ihm nicht einmal ins Gesicht gesehen, seine Begrüßung nicht erwidert, einen großen Bogen um ihn gemacht. Hier in Heidelberg sei es immerhin besser als dort, solches Verhalten

Die Neckarwiese ist ein Ort, der unterschiedlichste Menschen zusammenbringt. Unsere Autorin lerne hier Sana kennen, den sie nun nicht mehr erreichen kann



Foto: flick.com/Lutz Berger (CC BY-SA 2.0)

Ziemlich keine Freunde

Auf der Neckarwiese traf unsere Autorin den Geflüchteten Sana. Er suchte Freunde, sie fand ihn sympathisch. Warum blieben sie sich trotzdem fremd?

komme viel seltener vor. Doch er lässt die Schultern weiter hängen, während er das sagt. Eigentlich scheint ihn das im Moment wenig zu trösten.

Sana fragt mich, wo Deutsche denn Freunde finden. Ich überlege, wo ich meine Freunde denn kennengelernt habe und stelle fest: ziemlich gewöhnlich, meist über die Uni, den *ruprecht* oder meine WGs. Kontexte also, in denen ich meinen Alltag verbringe und in denen man außerdem eine Menge gemeinsam hat. Sana allerdings hat eine solche Alltagsroutine nicht.

Als ich schließlich doch nach Hause gehe, tauschen wir Telefonnummern aus. Ich bin schwer beeindruckt von unserem Gespräch. Sana scheint klug und extrem direkt zu sein. Er hört ziemlich genau zu und wirkt mit seinem blauen Poloshirt und seiner unscheinbaren Frisur irgendwie, als ob er nicht allzu viel Wert darauf legt, cool rüberzukommen. Das ist viel, was ich an anderen Freunden zu schätzen weiß. Warum sollten wir uns also nicht ein wenig näher kennenlernen?

In den kommenden zwei Wochen treffen wir uns einige weitere Male an der Neckarwiese. Ich erfahre, dass er einen Bachelor in BWL hat und dass sein Vater früh verstorben ist. Außerdem, dass er einen Cousin in Hamburg hat und einen gambischen Freund in Stuttgart. Dessen deutsche Freundin habe ihm das Buch zum Deutsch lernen geschenkt. Er schwärmt von ihr und der Beziehung der beiden. Wie sie ihn ihren Eltern vorgestellt hätte, wie sie jetzt sogar zusammengezogen seien. „Sie tut wirklich eine Menge für ihre schwarzen Freunde“,

sagt Sana. Wir reden auch ein klein wenig über Politik und die Diktatur in Gambia, über die ich kaum etwas weiß. Aber allzu lang dauert es nie, bis uns die Gesprächsthemen ausgehen.

Außerdem erzähle ich viel weniger von mir als er von sich. Meine Hausarbeiten, komplizierten Eltern und anderen Erste-Welt-Probleme hören nicht auf, wichtig für mich zu sein, während ich mich mit Sana unterhalte. Aber irgendwie fühlt es sich blöd an, davon zu erzählen. Es fällt mir schwer, mit meinen vielen Privilegien gegenüber ihm umzugehen – ein weiteres Erste-Welt-Problem. Aber bei dem eklatanten Ungleichgewicht unserer Lebensumstände ist es schwer, auf Augenhöhe zu bleiben.

Die meisten meiner Freunde studieren, genau wie ich. Keiner hat sein Leben je auf einer Flucht riskiert, um es an einem anderen Ort vollkommen neu aufzubauen. Meine Freunde haben auch Sorgen, zweifellos. Wenn ich für sie da sein will, dann höre ich ihnen zu, wie sie von kranken Familienmitgliedern und unfairen Chefs erzähle; ich trinke nach einer Trennung viel zu viel Schnaps oder lese Bewerbungen für Praktika Korrektur. Aber meine

Freunde müssen keine Angst haben, dass sie demnächst abgeschrieben werden. Wenn ich für sie da sein will, muss ich mich nicht mit einer Asylbehörde anlegen, deren Regeln ich nicht verstehe. Nicht alle meine Freunde kommen aus Europa, nicht alle aus der Mittelschicht. Doch sie haben nicht nur Familie und andere Freunde, sondern auch die Fähigkeit, sich in diesem Staat alleine zurechtzufinden. Wenn Ihnen etwas passiert, bin ich nie die einzige Verbündete, auf die sie zählen können.

Irgendwann gehen wir einen Cappuccino im Café Rossi am Bismarckplatz trinken. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich ahne, dass wir nicht so gute Freunde werden, wie Sana sich erhofft. Sana hingegen hat blendende Laune. Das sei das erste Mal, dass eine Weiße mit ihm in ein Café gegangen sei – in die Öffentlichkeit, wo einen alle sehen können.

Als uns die Gesprächsthemen mal wieder ausgehen, fängt Sana an, über unsere Bekanntschaft zu reden. Er sagt, dass wir uns ganz oft sehen müssten, dass ich ihm bestimmt immer helfen könne, wenn er Probleme bekäme.

Mit mir könne er sicher auch irgendwann Deutsch lernen. Er hält nicht gerade hinterm Berg mit seinen Erwartungen. Nach ein oder zwei Stunden tue ich so, als ob ich noch einen Termin hätte, denn Sana macht den Eindruck, als könne er auch den ganzen Tag mit mir verbringen.

Nach dem Cappuccino im Rossi treffen Sana und ich uns nicht noch einmal. Es ist schwer zu sagen, ob ich nicht mehr kann oder nicht mehr will, aber ich nehme seine Anrufe nur noch selten an. Irgendwann hört er auf, sich zu melden.

Mittlerweile ist wieder Sommer, ich verbringe wieder viele Spätnachmittage auf den Neckarwiesen. Vor Kurzem spricht mich ein Mann breit lächelnd an. Ob ich kurz auf seine Sachen aufpassen könne, während er schwimmt. Klar. Danach setzt er sich zu mir, stellt sich vor. Ich würde ihn hier gerne beim Namen nennen, aber ehrlich gesagt, habe ich den wieder vergessen. Der Mann fragt mich, wie lange ich schon in Heidelberg bin, erzählt, dass er aus Syrien kommt und von dem Deutschkurs, den er gerade anfängt. Aber es dauert nur eine kurze Weile, bis ich keine Lust

mehr auf Smalltalk habe, und schon gar nicht auf die großen Themen. Er ist weiter sehr nett, ich bin zunehmend kurz angebunden.

Als der Mann fragt, ob wir mal irgendwo einen Kaffee trinken und Deutsch üben wollen, denke ich an Sana und daran, dass mir das Gefühl der Verantwortung nach ein paar Treffen zu viel wurde. Ich beschließe, wenigstens ehrlich zu sein und sage ihm, dass ich eigentlich eher keine Lust habe, ihn zu treffen. Er gibt nicht gleich auf. Ich bitte ihn einigermaßen unfreundlich, zu gehen. Er guckt beschämt und steht auf. Ich denke wieder an Sana und seine Demütigung

darüber, abgewiesen zu werden. Auch dieser junge Mensch wollte offensichtlich Leute kennenlernen. Ich hingegen reagierte gereizt darauf, dass jemand gegen die hiesige Konvention verstoßen hatte, nicht einfach auf fremde Leute zuzugehen. Ich wollte meine Feierabend-Stille zurück, wollte weiterlesen. Erst nach einer Weile fällt mir auf, dass ich ausgerechnet „Die feinen Unterschiede“ von Pierre Bourdieu lese – ein linkes Buch über die subtilen Arten der Ausgrenzung, mit denen das Bildungsbürgertum dafür sorgt, dass es unter sich bleibt. Ist das ironisch? Ziemlich. Nur subtil war ich in diesem Fall wohl kaum.

Ein paar Tage später beschließe ich, Sana anzurufen und ihn zu fragen, ob er noch in Heidelberg ist. Es dauert noch ein bisschen, bis ich den Mut dafür aufbringe. Dann finde ich heraus: Seine Handynummer ist nicht mehr aktiv.

HANNAH BLEY, 23 wollte erst eine aktuelle Reportage über die Neckarwiese schreiben. Dann merkte sie, dass sie die interessantesten Gespräche schon geführt hatte

